

The Blue Butterfly : Léa Pool

Autor(en): **Schmid, Birgit**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino**

Band (Jahr): **46 (2004)**

Heft 257

PDF erstellt am: **02.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-865278>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

THE BLUE BUTTERFLY

Léa Pool

Das «Basierend auf einer wahren Begebenheit» vermag einem in Léa Pools neuem Film nicht zu überzeugen. Die Schweizer-Kanadierin erzählt in *THE BLUE BUTTERFLY* die Geschichte einer Wunderheilung, wie sie sentimentaler die Feder eines Hollywood-Autors nicht hervorbrächte. Hätte die Abneigung gegen den Gefühlskitsch dort zumindest ein Ventil im Wissen, dass das Geschilderte eine rein phantastische Ausgeburt ist, macht es einem in diesem Fall der explizite Wahrheitsanspruch trotz der fiktionalen Verkleidung schwer.

Léa Pool erzählt in ihrem Drama die Geschichte des zehnjährigen Pete, der an einem Gehirntumor erkrankt ist und nur noch wenige Monate zu leben hat. Während draussen im Sonnenschein die Kinder spielen, sitzt der Knabe hinter dem Fenster im Rollstuhl und sinniert: «Warum ich? Warum muss ich jetzt sterben?» – die Anklage untermalen melancholische Klavierklänge. Warum mein Sohn?, fragt sich bitter und verzweifelt auch Petes Mutter Teresa, die nun alles daran setzt, ihrem Kind den grössten Wunsch zu erfüllen. Pete, fasziniert von der Welt des krabbelnden und schwirrenden Getiers, möchte einmal noch den seltenen Schmetterling Mariposa Azul sehen, der im südamerikanischen Urwald lebt und dem man magische Kräfte nachsagt: «Man muss ihn nur anschauen, und man erhält Einblick in alle Geheimnisse der Welt», weiss der kluge Junge. So spricht Teresa anlässlich eines Vortrags den renommierten Insektenforscher Alan Osborne, grosses Idol von Pete, an und bittet ihn, den Traum ihres todkranken Sohnes zu erfüllen. Nachdem der Wissenschaftler anfänglich von der Idee wenig begeistert ist, willigt er schliesslich ein; beeindruckt von der Hartnäckigkeit des Jungen und gesteuert von Geistern aus der eigenen Beziehungsvergangenheit, die man durch Hinweise wie die Verdrecktheit des Mannes, wenn es um Familiendinge geht, gleich erahnt.

Also geht es auf die weite Reise. Mit der Ankunft im Buschdorf konkurriert nun die gefühlige Ebene mit dem Abenteuer-

film. Nach der herzlichen Aufnahme durch das Stammesvolk, das während des ganzen Films nur exotischer Statist bleibt, macht man sich – mit Schmetterlingsnetz und Pete auf ein Pferd oder den starken Rücken des Forschers geschnallt – auf die Jagd nach dem blauen Falter. Doch die Suche gestaltet sich schwieriger als angenommen.

Die Expedition, an deren Ende auch ein menschlicher Reifeprozess steht, irritiert bald durch die Erzählweise in Indiana-Jones-Manier. Immerhin gewinnt durch die Strapazen und Gefahren, denen das Team im Dschungel von Costa Rica ausgesetzt ist, die Geschichte etwas an Spannung. Lange Zeit sieht es nämlich so aus, als ob vor allem Kameramann *Pierre Mignot* bei den Dreharbeiten auf die Kosten gekommen wäre. Mit einem Bilderbogen von Fauna und Flora lässt er uns an seiner Faszination teilhaben: da ein Papagei, dort ein Äffchen im Baum; Zoom auf die schillernde Libelle, Schwenk auf die fliehende Schlange; hübsch, in der Tat.

Am Schluss kommt alles gut, wie es das Leben vorschrieb: Wie durch ein Wunder wird der todkranke Junge, der schliesslich seine Mariposa im Käfig hält, geheilt. Trotz emotionalem Gehalt vermag *THE BLUE BUTTERFLY* nicht wirklich zu berühren. *Marc Donatos* traurige Kulleraugen sind zwar beeindruckend; *William Hurt* und *Pascale Bussières* werden schon weniger warm mit ihren Rollen. Léa Pool ist in ihren autobiografisch geprägten, inhaltlich zwar unspektakulären Filmen ungleich authentischer. Das hingegen ist kein Wunder.

Birgit Schmid

Regie: Léa Pool; Buch: Pete McCormack; Kamera: Pierre Mignot; Schnitt: Michel Arcand; Produktionsdesign: Serge Bureau; Art Director: Jaime Fernandez; Kostüme: Michèle Hamel; Musik: Stephen Endelman, Ton: Ivan Sharrock. Darsteller (Rolle): William Hurt (Alan Osborne), Pascale Bussières (Teresa Carlton), Marc Donato (Pete Carlton), Raoul Trujillo (Alejo). Produktion: Galafilm Productions, Global Arts, Palpable Productions; ausführende Produzenten: Claude Bonin, Michael Haggiag, Francine Allaire, Arnie Gelbart. Kanada, Grossbritannien 2004. Farbe, 96 Min. CH-Verleih: Filmcoopi, Zürich

ENVY

Barry Levinson

Das Thema an sich ist keineswegs komisch. Immerhin zählt Neid bekanntlich ja zu den sieben Todsünden. Und landauf, landab haben es sich Politiker zur rhetorischen Angewohnheit gemacht, statt sozialer Ungerechtigkeit lieber den «Sozialneid» anzuprangern. Da es sich andererseits gerade über die menschlichen Schatten- und Schlagseiten am trefflichsten scherzen lässt, bildet Neid eben doch einen wunderbaren Stoff für gesellschaftskritische Komödien. Und wer böte sich eher dafür an, eine solche zu inszenieren, als Erfolgsregisseur Barry Levinson, der sich – das muss der Neid ihm lassen – mit der Politsatire *WAG THE DOG* als Köhner jenes Faches bewiesen hat?

Das Scheitern von *ENVY* aber fängt schon bei der Besetzung an. Nicht, dass *Ben Stiller* und *Jack Black* zu wenig humoristisches Potential besässen. Es langweilt einfach, sie in den immer gleichen Rollen zu sehen. Black spielt mit Nick Vanderpark einen chaotischen Tagträumer, der über Nacht stinkreich wird und endlich seinem exzentrischen Übermut freien Lauf lassen kann. Black aber läuft dabei nicht zu Höchstform auf. Er tut mit seiner eindimensionalen Figur einfach das, was er aufgrund seines Talentes und Naturelles immer kann, ohne sich gross anstrengen zu müssen. Stiller wiederum mimt einmal mehr den Westentaschen-Woody-Allen. Genau wie sein Freund und Vorstadt-Nachbar Nick arbeitet Tim Dingman in einer tristen Schleifpapierfabrik. Aber im Gegensatz zu Nick, der mit den Gedanken meist woanders ist, rackert Tim wie wild. Und immerhin scheint es bald auch für einen Pool im Garten zu reichen. Da verwundert es nicht, dass Tim von Nicks jüngster Flause nichts wissen will und nicht bereit ist, 2000 Dollar in die Entwicklung eines Gerätes zu investieren, das Hundekot spurlos verschwinden lässt. Umso entsetzter ist Tim, als Nick tatsächlich einen solchen «Vaporizer» (wohlgemerkt mit zwei «o») erfindet und damit in kürzester Zeit so viele Millionen scheffelt, dass er nicht mehr weiss, wohin mit dem Geld.

